

Oliver von Wrochem

Die sowjetischen „Besitzer“. Konstruktionen des Fremden in der lebensgeschichtlichen Erinnerung (2003)

<http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.894>

Reprint von:

Oliver von Wrochem, Die sowjetischen "Besitzer". Konstruktionen des Fremden in der lebensgeschichtlichen Erinnerung, in: Jan C. Behrends, Thomas Lindenberger, Patrice G. Poutrus, Fremde und Fremd-Sein in der DDR. Zu historischen Ursachen der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland, Metropol Verlag Berlin 2003, S. 57-74

ISBN 3-936411-01-08

Copyright der digitalen Neuausgabe (c) 2015 Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam e.V. (ZZF) und Autor, alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk wurde vom Autor für den Download vom Dokumentenserver des ZZF freigegeben und darf nur vervielfältigt und erneut veröffentlicht werden, wenn die Einwilligung der o.g. Rechteinhaber vorliegt. Bitte kontaktieren Sie: <redaktion@zeitgeschichte-digital.de>



Zitationshinweis:

Oliver von Wrochem, Die sowjetischen "Besitzer". Konstruktionen des Fremden in der lebensgeschichtlichen Erinnerung (2003), Dokserver des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam,
<http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.894>

Ursprünglich erschienen als: Oliver von Wrochem, Die sowjetischen "Besitzer". Konstruktionen des Fremden in der lebensgeschichtlichen Erinnerung, in: Jan C. Behrends, Thomas Lindenberger, Patrice G. Poutrus, Fremde und Fremd-Sein in der DDR. Zu historischen Ursachen der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland, Metro-pol Verlag Berlin 2003, S. 57-74

Fremde und Fremd-Sein in der DDR

**Zu historischen Ursachen
der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland**

Herausgegeben von

JAN C. BEHRENDTS

THOMAS LINDENBERGER

PATRICE G. POUTRUS

METROPOL

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme:

**Fremde und Fremdsein in der DDR : zu historischen Ursachen
der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland / Jan C. Behrends ; Thomas**

Lindenberger ; Patrice G. Poutrus (Hrsg.)

– Berlin : Metropol 2003

ISBN 3-936411-01-8

ZZF 14964

**Zentrum für
Zeithistorische Forschung e.V.
Bibliothek**

© 2003 Metropol Verlag

Kurfürstenstr. 135

D-10785 Berlin

www.metropol-verlag.de

Druck: Fuldaer Verlagsagentur

Inhalt

JAN C. BEHRENDTS · THOMAS LINDENBERGER · PATRICE G. POUTRUS

Fremde und Fremd-Sein in der DDR Zur Einführung	9
--	---

JÜRGEN DANYEL

Spätfolgen? Der ostdeutsche Rechtsextremismus als Hypothek der DDR-Vergangenheitspolitik und Erinnerungskultur	23
---	----

Staatssozialismus als Fremdherrschaft

GÁBOR T. RITTERSPORN

Fremde in einer Gesellschaft der Fremden: Das sowjetische Beispiel	43
---	----

OLIVER VON WROCHEM

Die sowjetischen „Besatzer“ Konstruktionen des Fremden in der lebensgeschichtlichen Erinnerung	57
---	----

JAN C. BEHRENDTS

Sowjetische „Freunde“ und fremde „Russen“ Deutsch-Sowjetische Freundschaft zwischen Ideologie und Alltag (1949–1990)	75
--	----

Gesamtdeutsche Dimensionen

CHRISTOPH CLASSEN

Fremdheit gegenüber der eigenen Geschichte Zum öffentlichen Umgang mit dem Nationalsozialismus in beiden deutschen Staaten	101
--	-----

INA DIETZSCH

- Deutsch-Sein in einem geteilten Land
Das Problem kultureller Zugehörigkeiten 127

NICOLE HIRSCHLER-HORÁKOVÁ

- Deutsche aus der Sowjetunion in der Bundesrepublik und der DDR
Aspekte des Vertretungsanspruches in den 1950er Jahren 141

Soziale Ausgrenzung in der DDR

HEIKE VAN HOORN

- Zwischen allen Stühlen
Die schwierige Stellung sudetendeutscher Antifa-Umsiedler
in den ersten Jahren der SBZ/DDR 159

THOMAS LINDENBERGER

- Das Fremde im Eigenen des Staatssozialismus
Klassendiskurs und Exklusion am Beispiel der Konstruktion
des „asozialen Verhaltens“ 179

ELFIE REMBOLD

- „Dem Eindringen westlicher Dekadenz ist entgegenzuwirken.“
Jugend und die Kultur des Feindes in der DDR 193

JOAN HACKELING

- Das „Fremde“ im Spannungsfeld
zwischen Herrschaft und gesellschaftlicher Praxis:
Das Beispiel Rostock 1978–1989 215

Ausländer in der DDR

PATRICE G. POUTRUS

- Mit strengem Blick
Die sogenannten Polit. Emigranten in den Berichten des MfS 231

UTA RÜCHEL

- Zwischen Paternalismus und Solidarität:
das SWAPO-Kinderheim in Bellin 251

DENNIS KUCK

„Für den sozialistischen Aufbau ihrer Heimat“?
Ausländische Vertragsarbeitskräfte in der DDR..... 271

RITA RÖHR

Ideologie, Planwirtschaft und Akzeptanz
Die Beschäftigung polnischer Arbeitskräfte in Betrieben
des Bezirkes Frankfurt/Oder 283

ANNEGRET SCHÜLE

„Die ham se sozusagen aus dem Busch geholt.“
Die Wahrnehmung der Vertragsarbeitskräfte aus Schwarzafrika
und Vietnam durch Deutsche im VEB Leipziger Baumwollspinnerei 309

Anhang

JAN C. BEHRENDTS · DENNIS KUCK · PATRICE G. POUTRUS

Thesenpapier: Historische Ursachen der Fremdenfeindlichkeit
in den Neuen Bundesländern 327

Abkürzungsverzeichnis 334

CHRISTOPH KALTER · MARCEL STRENG

Bibliographie „Fremde und Fremdsein in der DDR“ 339

Die Autorinnen und Autoren 373

OLIVER VON WROCHEM

Die sowjetischen „Besitzer“

Konstruktionen des Fremden in der lebensgeschichtlichen Erinnerung

In den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Weichen der gesellschaftspolitischen Entwicklung in Ost- und Westdeutschland gestellt.¹ Der Übergang vom nationalsozialistischen zum geteilten Deutschland war für die Bevölkerung stark geprägt durch die bis dahin unbekanntere Erfahrung der Fremdherrschaft im eigenen Land. Die Besatzungsmächte steckten in ihrem jeweiligen Gebiet nicht nur den institutionellen Rahmen ab, sondern traten auch personell, als Zivilisten wie als Soldaten, in Erscheinung.

Fremde im eigenen Land hatte es auch zuvor gegeben: Die Mehrzahl von ihnen galt in den Jahren des Nationalsozialismus als – in welcher Form auch immer – auszubeutende oder zu vernichtende Randgruppe. Daß hierzu sowjetische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter sowie sowjetische Kriegsgefangene, Angehörige der westlichen Länder dagegen in geringerem Maße gezählt hatten, wirkte sich auf die Besatzungszeit aus. Die realen „Besitzer“ traten zwar überall in Deutschland als Sieger auf. Sie taten dies im Westen Deutschlands jedoch unter anderen Voraussetzungen und mit anderen Folgen als im Osten des besetzten Landes.

Neben den vielen gemeinsamen und prägenden Erfahrungen der west- und der ostdeutschen Bevölkerung in den ersten Nachkriegsjahren – Migrationsbewegungen und die damit verbundene Neuorientierung,² der alltägliche Überlebenskampf, das Warten auf die Rückkehr der Männer aus der Kriegsgefangenschaft und die Maßnahmen zum Wiederaufbau des zerstörten Landes seien hier stellvertretend genannt – tritt der Einbruch und das Wirken der Besatzungsmächte in Deutschland als sub-

1 Christoph Kleßmann, *Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955*, 5. überarb. und erw. Aufl., Bonn 1991; Konrad Jarausch/Hannes Siegrist (Hrsg.), *Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970*, Frankfurt a. M./New York 1997. Für Anregungen und Kritik danke ich Jens Schmidt und Harald Schmid.

2 Vgl. Albrecht Lehmann, *Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945–1990*, 2. durchges. Aufl., München 1993; Evelyn Glensk/Rita Bake/Oliver von Wrochem, *Die Flüchtlinge kommen. Ankunft und Aufnahme in Hamburg nach Kriegsende*, Hamburg 1998.

stantiell trennende Erfahrung hervor.³ Die Aversionen gegenüber den Soldaten und den Institutionen der sowjetischen Besatzungsmacht waren in Ostdeutschland weit stärker ausgeprägt als die Aversionen gegenüber dem Auftreten der westlichen Besatzungsarmeen im Westen Deutschlands:⁴ Sie nehmen in der lebensgeschichtlichen Erinnerung vieler Ostdeutscher einen großen Raum ein, nicht nur bei denen, die die unmittelbare Nachkriegszeit selbst miterlebten. Zwar waren auch die nach Westen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten geflüchteten oder vertriebenen Menschen und auf andere Weise die deutschen Soldaten in sowjetischer Kriegsgefangenschaft mit den Praktiken der sowjetischen Besatzungsmacht konfrontiert, aber weniger dauerhaft als die auf dem Gebiet der ehemaligen DDR lebenden Menschen.

Trotz oder gerade wegen der jahrzehntelang von Staats wegen proklamierten Bewunderung für das sowjetische System und seine Überlegenheit zeigt sich anhand der Schilderungen, daß die Begegnung mit den sowjetischen „Besatzern“ die antisowjetischen Gefühle insgesamt verfestigt bzw. teilweise erst hervorgerufen hat. Brutalität, Primitivität, Faulheit, Gutmütigkeit, Dummheit, triebgeleitetes Handeln: Die Bilder von den sowjetischen „Besatzern“ in Ostdeutschland offenbaren nicht nur Verachtung, sondern auch Ängste und dienen möglicherweise als eine historische Deutungsfolie für die Wahrnehmung von „Fremden“ in Ostdeutschland. Im folgenden soll aufgezeigt werden, welche Bilder von der sowjetischen Besatzungsmacht verbreitet sind und warum diese Bilder bis heute vorherrschen.

Eine Wurzel des Bildes vom sowjetischen „Fremden“ in Ostdeutschland liegt im Auftreten der Roten Armee in den ersten Nachkriegsjahren. Dieses Auftreten ging für die deutsche Bevölkerung zumindest partiell mit Leiden einher. Gewalt und Demütigungen waren in noch stärkerem Maße die aus den ehemals deutschen Ostgebieten vertriebenen Menschen ausgesetzt, von denen ein Großteil vorübergehend oder dauerhaft in die ehemalige DDR kam. Im Gegensatz zu denen, die in den Westen Deutschlands geflüchtet waren, konnten die Menschen in Ostdeutschland auf Grund der Mächtekonstellation und des prosowjetischen Kurses in der SBZ/DDR weder sowjetische Gewaltakte thematisieren noch konnten sich antisowjetische Feindbilder öffentlich artikulieren. Während im Westen Deutschlands die Thematisierung des Vertreibungsunrechts eine symbolische Wiedergutmachung an den Vertriebenen bedeutete und eine moralische Überlegenheit Westdeutschlands über die Sowjetunion nahelegte, blieben Übergriffe durch die sowjetische Besatzungsarmee in der DDR so-

3 Vgl. Almuth Leh/Alexander von Plato, „Ein unglaublicher Frühling“. Erfahrene Geschichte im Nachkriegsdeutschland 1945–1948, Bonn 1997, hier insbes. S. 123–147.

4 Klaus-Dietmar Henke, Deutschland – Zweierlei Kriegsende, in: Ulrich Herbert/Axel Schildt (Hrsg.), Kriegsende in Europa. Vom Beginn des deutschen Machtzerfalls bis zur Stabilisierung der Nachkriegsordnung 1944 bis 1948, Essen 1998, S. 337–354. Zu den sowjetischen Truppen vgl. Kurt Arlt, Sowjetische (russische) Truppen in Deutschland (1945–1994), in: Torsten Diedrich/Hans Ehlert/Rüdiger Wenske (Hrsg.), Im Dienste der Partei. Handbuch der bewaffneten Organe der DDR, Berlin 1998, S. 593–631.

wohl gegenüber den Flüchtlingen als auch gegenüber der ostdeutschen Bevölkerung insgesamt tabuisiert.⁵ Das jahrzehntelange Schweigen hat mit Sicherheit nicht zu einer Abschwächung der feindlichen Einstellungen gegenüber den sowjetischen Soldaten und administrativen Stellen geführt, im Gegenteil ist hier eine Ursache für die Virulenz der pejorativen Bilder zu vermuten.

Die in den Erinnerungen verbreiteten Bilder von den „Russen“ fußen aber, und das ist zum Verständnis ihrer Nachhaltigkeit bedeutsam, nur zum Teil auf diesen realen Erfahrungen, mindestens zwei weitere Wurzeln kommen noch hinzu und erklären erst ihre Wirkungsmächtigkeit. Das eine ist das traditionelle und in der NS-Zeit übersteigerte Feindbild des Bolschewismus, das andere ist die Angst vor Strafe angesichts der von Deutschen verübten Verbrechen in der Sowjetunion.

Schon Erich Kuby hatte 1965 in seinem Buch „Die Russen in Berlin“ geschrieben: „Es wäre wohl falsch anzunehmen, die Sowjets hätten erst durch das Verhalten ihrer Soldaten Deutschland verspielt. Auch wenn sie sich wie die himmlischen Heerscharen benommen hätten, wäre das Ergebnis vermutlich nicht anders gewesen. Sie hatten verspielt, noch ehe sie einen Fuß auf deutschen Boden setzten – nicht wegen der Verbrechen, die sie begangen haben, sondern wegen der von Deutschen in der Sowjetunion begangenen Verbrechen.“⁶

Im Westen Deutschlands erleichterte die radikale antibolschewistische Rhetorik es der Gesellschaft, die von Deutschen begangenen Verbrechen zu überdecken. Die Sowjetunion bildete hier weiterhin das vermeintlich „fremde“ antizivilisatorische Moment, dem die „eigene“ überlegene abendländische Tradition entgegengestellt werden konnte – ganz so, als hätte es den Nationalsozialismus nicht gegeben. In diesem Sinne war die Betonung des sowjetischen Feindbildes ein Mittel zur Stärkung des angeschlagenen Selbstverständnisses als westliche „Kulturnation“ und die Hinwendung zu den westlichen Alliierten bei der Mehrheit der Bevölkerung weitgehend positiv besetzt. Der Antibolschewismus hat sich erst im Laufe insbesondere der 70er und 80er Jahre nach und nach als ein hegemoniales Deutungsmodell gegenüber der Sowjetunion und als gesellschaftliches Bindemittel nach innen abgenutzt.

In Ostdeutschland war diese offene Form der Kontinuität in Folge der sowjetischen Besetzung und der damit verbundenen Machtverhältnisse nicht möglich. Die weitgehende Übertragung des sowjetischen Modells auf den ostdeutschen Staat durch die sowjetischen Institutionen und die von ihnen eingesetzten Kommunisten, insbesondere aber die propagandistische Verherrlichung der Sowjetunion machte ein Sprechen über die real unter der Besatzung erlebte Gewalt und eine gesellschaftliche Debatte

5 Vgl. zu Flüchtlingen und Vertriebenen in der DDR Manfred Wille (Hrsg.), Sie hatten alles verloren. Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands, Wiesbaden 1999; Dierck Hoffmann/Michael Schwartz (Hrsg.), Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebeneneingliederung in der SBZ/DDR, München 1999.

6 Erich Kuby, Die Russen in Berlin, München [u. a.] 1965, S. 325 f.

über die verbreiteten antisowjetischen und antikommunistischen Stereotype unmöglich. Die sowjetische Präsenz und Machtdemonstration stellte das in Ostdeutschland ebenfalls vorhandene Überlegenheitsgefühl auf eine harte Probe. Denn in der Praxis demonstrierten die Sieger und die kleine Gruppe der deutschen Kommunisten ihre Überlegenheit. Wie begegnete die Bevölkerung in der DDR unter diesen Voraussetzungen den sowjetischen „Besatzern“? Wie ging sie mit dem Widerspruch um, daß nach dem Einmarsch plötzlich Menschen Macht ausübten, Antifaschismus verordneten und die gesellschaftliche Entwicklung bestimmten, von denen sie gewohnt war, als „Untermenschen“ zu denken und ihnen dementsprechend zu begegnen? Diese Fragen gelten nicht nur dem Wirken der sowjetischen Besatzungsmacht, sondern in abgeschwächter Form auch dem Wirken der von ihnen eingesetzten ostdeutschen Kommunisten in den ersten Nachkriegsjahren. Denn das Handeln der deutschen Kommunisten wurde mit der sowjetischen Fremdherrschaft in Verbindung gebracht, bzw. als Teil der Fremdherrschaft wahrgenommen.

„Es ist bisher nicht gelungen, die Lücke zwischen individueller, komplexer Lebenserfahrung und detailorientierter akademischer Forschung zu schließen“, schreibt Stefan Wolle über den wissenschaftlichen Umgang mit der DDR. Das gilt nicht nur für die „Darstellung des Zusammenhangs zwischen Repression und Alltag“,⁷ sondern auch für das Verhältnis zwischen DDR-Bevölkerung und sowjetischen Besatzungstruppen. Die individuelle Geschichtsdeutung, die in den Schilderungen der sowjetischen „Besatzer“ in der lebensgeschichtlichen Erinnerung zum Ausdruck kommt, zeigt, daß der Einfluß der SED-Propaganda offensichtlich im familiären Kontext an Grenzen⁸ gestoßen ist, bzw. dort zu starken Abwehrreaktionen geführt hat.

Die zentrale Bedeutung der Endphase des Nationalsozialismus und der Besatzungszeit für die Wahrnehmung der sowjetischen Soldaten durch die ostdeutsche Bevölkerung ist mir bei der Recherche zu einer Ende 1999 eröffneten Dauerausstellung im ehemaligen Grenzgebiet der DDR/Gemeinde Amt Neuhaus deutlich geworden. Für die Ausstellung, die das Leben im ehemaligen DDR-Sperrgebiet thematisiert und insbesondere den Zusammenhang von Alltag und Herrschaft im ehemaligen Grenzgebiet der DDR aufzeigt,⁹ führte ich etwa vierzig mehrstündige, lebensgeschichtliche Interviews mit Personen beiderlei Geschlechts aus vier Generationen, darunter Einzelbefragungen, Interviews mit Familienmitgliedern aus mehreren Generationen und mit

7 Stefan Wolle, *Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989*, Bonn 1998, S. 17.

8 Richard Bessel/Ralph Jessen (Hrsg.), *Die Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR*, Göttingen 1996.

9 Vgl. Oliver von Wrochem, „Grenzgänge“. Wissenschaftliche Konzeption der Ausstellung und des Grenzrundganges in Konau/Amt Neuhaus – Teil des Projektes „Flußlandschaft Elbe – Wendepunkte“, registriertes Projekt der Expo 2000, unveröffentlichter Projektbericht für die Gemeinde Amt Neuhaus, Hamburg 1999; Felix Mühlberg, *Alltag an der deutsch-deutschen Grenze*, in: *WerkstattGeschichte 1* (1992), S. 27–34.

Paaren. Die Personen lebten im ländlichen Raum des ehemaligen DDR-Grenzgebietes am östlichen Ufer der Elbe, die meisten von ihnen im Gebiet der heutigen Gemeinde Amt Neuhaus. Es waren ehemalige Funktionsträger, etwa der LPG-Leiter, der Grenzkommandant oder der Lehrer, aber auch Gewerbetreibende und Bauern/Bäuerinnen darunter. Damit sollte eine möglichst große Vielfalt von Perspektiven gewährleistet werden.

Mit den Interviews sollten die Folgen des Krieges und der nationalsozialistischen Herrschaft – Besatzung und deutsche Teilung, die DDR-Zeit, die Wende/Wiedervereinigung – in ihrer geschlechtsspezifischen Bedeutung und in ihrer Bedeutung für je unterschiedliche Generationen im Sperrgebiet untersucht werden. Die Gespräche mit Familien zeigten, daß zwischen familiärer und staatlicher Sphäre in der DDR erhebliche Unterschiede bestanden, aber auch die Überlieferung von Ereignissen seitens der Eltern/Großeltern und die Reaktionen von Kindern oder Enkelkindern auf die jeweiligen Erfahrungen der Eltern/Großeltern rückten in den Blick. Die Interviews fanden bei den befragten Personen statt, nur in wenigen Ausnahmefällen an neutralen Orten, so etwa zwei Gespräche im Freien, bzw. an ehemaligen Arbeitsstätten.¹⁰

Das Amt Neuhaus gehörte bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges zum Landkreis Lüneburg in der Provinz Hannover, danach kam es zum Kreis Hagenow im Bezirk Schwerin der DDR. 1993 wurde es an Niedersachsen rückgegliedert.¹¹ Zuerst ameri-

10 Die Nachfragen galten u. a. den Folgen des Systemwechsels vom Nationalsozialismus über die Besatzungszeit zur DDR/BRD und den damit einhergehenden Strategien der Einzelnen, sich in den gegebenen Verhältnissen zurechtzufinden. Besonders Statusveränderungen (Berufswechsel, sozialer Auf- bzw. Abstieg) inner- wie außerhalb der Familien nach der Errichtung des Sperrgebietes, Erfahrungen der Kollektivierung und Zwangsaussiedlung waren von Interesse. Mit Fragen zum sozialen Beziehungsgefüge der älteren und jüngeren BewohnerInnen sollte dem Leben im Sperrgebiet und den Wandlungen seit der „Wende“ nachgespürt werden. Zentrale Fragen waren etwa: Wie setzte sich der Alltag der BewohnerInnen zusammen? Wodurch wurde er immer wieder gebrochen, was wurde von ihm überlagert? Wie gestalteten sich Freundschaften und Partnerschaften, die Situation der Kinder, die Wohnungs- und Arbeitssituation, die politische Orientierung? Wie gestaltete sich das Verhältnis von Einheimischen zu Nichteinheimischen (Verwandten bzw. anderen Personen außerhalb des Sperrgebiets oder in der BRD, angesiedelten Flüchtlingen), das Verhältnis von Repräsentanten der staatlichen Ordnung (Grenzer, Funktionsträger, Stasi) und den BewohnerInnen? Zur Aussagekraft der Oral History vgl. Gabriele Rosenthal, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*, Frankfurt a. M. 1995, sowie die einschlägigen Studien von Alexander von Plato und Lutz Niethammer. Zu den Besonderheiten hinsichtlich der DDR vgl. die Einleitung zu Lutz Niethammer/Alexander von Plato/Dorothee Wierling, *Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR*. 30 biographische Eröffnungen, Berlin 1991.

11 Vgl. zur geschichtlichen Entwicklung der Region zur DDR-Zeit und nach der Wiedervereinigung: Thomas Balzer, *Lieber Torte als trockenes Brot. Das Amt Neuhaus auf dem Weg nach Niedersachsen*, in: Rainer Busch (Hrsg.), *Gemischte Gefühle. Einheitsalltag in Mecklenburg-Vorpommern*, Bonn 1993, S. 180–193; Werner Hüls, *Vom Darzing zur Gemeinde Amt Neuhaus, Lüneburg* 1996.

kanisch, dann britisch besetzt, kam das Gebiet im Juli 1945 unter sowjetische Verwaltung. Die Demarkationslinie wurde bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1949 immer schärfer bewacht. Aber erst als das westdeutsche Parlament im Juni 1952 den Deutschlandvertrag verabschiedete, der die Westbindung der BRD vertraglich untermauern sollte, baute die DDR-Führung auf sowjetische Anweisung hin die Demarkationslinie zur Staatsgrenze in ihrer bis 1989 bekannten Form aus¹² und richtete ein Sperrgebiet ein. Das wirtschaftliche und soziale Leben veränderte sich dort grundlegend. Bis zum November 1989 hatte die Bevölkerung unter anderem Sperrstunden, die Schließung von Gaststätten und Versammlungsverbote als Beschränkungen hinzunehmen.¹³ Insofern unterschied es sich in sozialer, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht von anderen ländlichen Regionen der DDR.¹⁴

Das überwiegend landwirtschaftlich genutzte Gebiet an der deutsch-deutschen Grenze war durch die Ansiedlung von Flüchtlingen aus den Ostgebieten, die Zwangsausweisungen 1952 und 1961 und die Flucht nach Westdeutschland von starken Bevölkerungsumschichtungen gekennzeichnet. Insbesondere war es aber als grenznahe Gebiet stärker und länger von sowjetischen Soldaten kontrolliert als andere Regionen der DDR und die Konfrontationen der deutschen Bevölkerung mit sowjetischen Stellen, bzw. allgemeiner formuliert, die Kontakte zwischen den genannten Gruppen waren hier wesentlich intensiver. Daher erstaunt es nicht, daß in der lebensgeschichtlichen Erinnerung an die unmittelbare Nachkriegszeit das Auftreten von und das Verhältnis zu den sowjetischen „Besatzern“ eine ganz zentrale Rolle spielt.

In der retrospektiven Schilderung der sowjetischen „Besatzer“ wird deutlich, daß die Fremdheitserfahrungen in der Begegnung mit den sowjetischen Soldaten auch als kultureller Bruch erlebt wurden. Verachtung für die „Fremden“ spricht für das eigene Überlegenheitsgefühl. Die Überlegenheit wird jedoch real gebrochen durch die Möglichkeit der sowjetischen Soldaten, unbeschränkte Macht auszuüben. Die „Bewahrung“ der eigenen Integrität und des Überlegenheitsgefühls im Angesicht der Überwältigung durch die Sieger: das sind Quintessenzen vieler lebensgeschichtlicher

- 12 Zur Entwicklung des Grenzregimes und seiner Bedeutung für die Bewohner im grenznahen Raum vgl. Volker Koop, „Den Gegner vernichten“. Die Grenzsicherung der DDR, Bonn 1996; Peter Joachim Lapp/Jürgen Ritter, Die Grenze. Ein deutsches Bauwerk, 2. Aufl., Berlin 1998; Thomas Scholze/Falk Blask, Halt! Grenzgebiet!, Berlin 1992; Werner Barm, Totale Abgrenzung. Zehn Jahre unter Ulbricht, Honecker und Stoph an der innerdeutschen Grenze, Stuttgart 1971; Bernd Weisbrod (Hrsg.), Grenzland. Beiträge zur Geschichte der deutsch-deutschen Grenze, hrsg. vom Arbeitskreis Geschichte des Landes Niedersachsen (nach 1945), Hannover 1993.
- 13 Zur Einrichtung des Sperrgebietes vgl. Inge Bennewitz/Rainer Potratz, Zwangsausiedlungen an der innerdeutschen Grenze, Analysen und Dokumente, 2. Aufl., Berlin 1997.
- 14 Allerdings gibt es auch große Übereinstimmungen im Alltag, wie etwa die Studie von Barbara Schier zur Bedeutung der Landwirtschaft auf dem Dorf deutlich macht: Barbara Schier, Alltagsleben und Agrarpolitik im „sozialistischen Dorf“. Eine Regionalstudie zum Wandel eines thüringischen Dorfes während der Jahre 1945–1990, in: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) B 38 (1997), S. 38–47.

Erzählungen. Die Schilderungen der sowjetischen Soldaten als abenteuerliche Wilde oder als Kinder liebende Menschen passen sich nicht in dieses Feld mehr oder weniger feindlicher Begegnungen und Wahrnehmungen ein. Sie haben meist einen sehr realen lebensgeschichtlichen Hintergrund: Gerade Personen, die die Besatzungszeit als Heranwachsende erlebten, nahmen diese Zeit eher als Abenteuer und begegneten den sowjetischen Soldaten ohne die Konditionierung der Älteren. Da auch diese Schilderungen für das Bild der sowjetischen Besatzungsmacht von Bedeutung sind, möchte ich einige Beispiele nennen, bevor ich mich den stärker pejorativen Schilderungen zuwende.

Die folgende Textpassage gibt einen kleinen Teil eines Interviews wieder, das ich mit Else B. aus Ostpreußen und ihrem Sohn Eckardt führte. Noch während der letzten Kriegsmonate war die Familie an das östliche Ufer der Elbe geflüchtet und ist dort bis heute wohnhaft. Auf die Frage, wie sie die Besatzungszeit erlebten, ergab sich folgender Dialog zwischen Mutter und Sohn:

Eckardt B.: „Also, die Russen waren ganz normal.“

Else B.: „Also, wissen Sie, der Russe, das war noch nicht das Schlimmste.“

Eckardt B.: „Ich bin gerne hingegangen bei den Russen. Und bei denen in der Kaserne – hin da.“

Else B.: „Das waren nicht die Schlechtesten. Es sind auch welche, aber die sind unter den Deutschen auch. [...]. Aber alle Russen sind nicht schlecht. Da haben wir keine Schwierigkeiten gehabt. Keine Schwierigkeiten. Und die waren ja auch nicht mehr ganz lange hier, nicht mehr ganz so lange nachher.“

Eckardt B.: „Die waren hier bis ‘55/‘56 ungefähr waren die hier. So lange müssten die hier gewesen sein.“

Else B.: „Nein, nee nee. Da waren keine Russen mehr hier, wie wir geheiratet haben, Wilhelm und ich.“

Eckardt B.: „Waren die schon weg?“

Else B.: „Da waren keine Russen mehr hier. Die sind damals bald abgehauen. Das war nicht lange, wie die hier waren.“

Eckardt B.: „Mensch, wann war denn der Aufstand 17. Juni?“

Else B.: „Ja, das hätte ich auch vergessen. ‘53 war das.“

Eckardt B.: „[...] da waren die noch hier, das weiß ich. Da waren die hier, und dann waren die weg. Aber dann kamen sie jedes Jahr zum 17. Juni, kamen sie mit einem Panzerspähwagen und mit einem Panzer und da machten die paar Tage hier so im Wald, haben die sich eingeknistet. Immer zum 17. Juni. [...]. Ich bin viel hingegangen bei den Russen. In der Kaserne da bei die.“

Interviewer: „Das ging einfach so?“

Eckardt B.: „Ja, als Kinder konnte man. Die haben uns auch mitgenommen im Auto, haben sie auch.“

Else B.: „Die waren unterwegs auch nicht die Schlechtesten. Der Russe ist nicht der Schlechteste.“

Eckardt B.: „Da durfte ich mal hoch im Ausguck und dann konnte ich gucken und dann konnte ich in den Bunker, wir Kinder, wir konnten alles. [...] Aber das weiß ich, 17. Juni, immer jedes Jahr kamen sie.“¹⁵

Nicht nur in diesem Gespräch bekamen die sowjetischen Soldaten eine positive, menschliche Seite. Auch Schilderungen von großzügigen Gesten gegenüber Jugendlichen lassen sich finden. So berichtet etwa der damals jugendliche Sohn des örtlichen Fischers Karl-Heinz B. Folgendes:

„Wir als Jungen früher; mit den Russen war das auch nicht so schlimm. Mal ‘n paar Flaschen Schnaps und denn haben die gesagt, wenn ihr zum Tanzen wollt, da könnt ihr hin. Übers Eis [der Elbe] denn. Dann haben sie auf die Uhr geguckt. ‚So um halb eins müßt ihr wieder hier sein, dann werden wir abgelöst.‘“¹⁶

Daß die abenteuerliche Seite in der Begegnung mit den sowjetischen Soldaten teilweise den Schrecken milderte, den die Personen damals im Angesicht der „Besitzer“ empfanden, wird deutlich in einer Passage der Erzählung einer Frau, die wegen ihres Mannes die sichere britische Zone verließ und in die SBZ an das östliche Ufer der Elbe ging. Hier führt die Anwesenheit der sowjetischen Soldaten zu zahlreichen Mutproben, auf die Käthe S. heute noch stolz ist:

„[...] wir waren verlobt. War ja noch alles ein Deutschland. Dann war der Krieg vorbei und dann war mein Verlobter aus dem Krieg zurück und da bin ich rübergekommen über diese Pontonbrücke in Darchau und denn bin ich hier geblieben. Dann schickte meine Mutter Nachricht wie das früher war, also so was gibt’s nicht, dann muß geheiratet werden. Dann sind mein Mann und ich mit dem Boot, das ging da noch, rübergefahren, um die Gäste einzuladen, meine Bekannten und Verwandten und meine Mutter, dann kam am nächsten Tag meine Schwägerin, das war am 1. Juli und kam an, also nun ist alles aus. Nun steht der Russe da. Die war denn geflüchtet. Da sind wir alle bei Verwandten und drüben gewesen den Sommer über und dann schickten die Schwiegereltern Nachricht, sie können das nicht alles schaffen, und dann sind mein Mann und ich nachts mit dem Boot, mit dem Boot nicht, mit dem Floß rübergekommen. Da waren dann die Russen hier, das war ja dann schon gefährlicher. [...].

Na ja, und denn bei Nacht und Nebel waren wir eben hier. Nun wollten ja aber meine Mutter und meine Schwester, sollten doch unbedingt die Hochzeit mit erleben. Ich habe gesagt, ohne Mutter heirate ich nicht. So, denn habe ich versucht, rüberzukommen bei Nacht und Nebel, haben die Russen mich geschnappt, mitgenommen nach Rautenkranz in Darchau, da war das Haus voller Russen, wurden

15 Else und Eckardt B., Interview am 17. 7. 1998, Kass. 20, S. 5. Die Namen der Interviewten sind im folgenden anonymisiert wiedergegeben. Die Audiokassetten und die Transkripte dieser Kassetten sind im Besitz des Verfassers.

16 Karl-Heinz-B., Interview am 28. 6. 1998, Kass. 12, S. 4.

wir da nachts bewacht und nächsten Tag ging's von Darchau nach Neuhaus über Krusendorf rum zu einer anderen Kommandantur, und dann wurde ich eingesperrt in Neuhaus im Gefängnis, drei Tage. Aber der Gefängniswärter, der hat denn hier Nachricht gegeben und mein Mann brachte dann was zu Essen. Er war ja noch nicht mein Mann. [...].

Na ja und denn kamen meine Mutter und meine Schwester rüber, haben sich auch nachts übersetzen lassen, sind auch den Russen in die Quere gekommen. Haben sie die auch mitgenommen. Sind auch in Neuhaus im Gefängnis gewesen. Meine Mutter hatte Gott sei Dank ihren Strickstrumpf mit, hat sich damit die Zeit vertrieben und dann haben wir Hochzeit gefeiert [...] als alles vorüber war. Ich habe noch zu meiner Tochter gesagt, daß ist doch so, wenn man jung ist, ich war damals 20 Jahre, ich habe das gar nicht als so schrecklich empfunden. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, ich hätte den Mut nicht mehr so.“¹⁷

Daß der Mut und auch das Gefühl von Abenteuer besonders für Kinder die Begegnung mit sowjetischen Soldaten prägten, wird in folgender Schilderung eines damals Heranwachsenden Erich B. sehr deutlich, der als Sohn des abgesetzten Ortsbürgermeisters eigentlich keinen Grund hatte, den sowjetischen Soldaten unbelastet zu begegnen:

„Es gab auch ein Arbeitsmaidenlager vom Bund Deutscher Mädels. Das Gebäude wurde extra für die gebaut. Und da war die LPG-Verwaltung drin, solange die LPG existierte. Jetzt steht es leer. [...]. Gleich nach der Wende [1945] mußte ich nach Darchau zur Schule. Und im BDM-Lager war dann Towarisch einquartiert. Die sowjetischen Streitkräfte. Heißt das Genossen auf deutsch? Jedenfalls ist das ein Ansprechnamen. Und dann haben wir jedenfalls Blödsinn gemacht von draußen im Schulhof und dann waren wir bei denen auf dem Gelände irgendwie geschlichen und hatten versucht, da irgendwo reinzugucken und da haben sie uns geschnappt und haben uns festgesetzt. Und dann kamen wir nicht mehr zum Unterricht. Wir wurden glattweg festgehalten und erst mal kurze Zeit im Keller eingesperrt. Und mußten dann überlegen, was wohl mit uns passiert. Und zur Strafe durften wir dann mit in die Küche rein, mußten Kartoffeln schälen und nicht wenig, für die ganze Mannschaft da mit, so glaube ich zwei Stunden [...]. Das erstmal und dann außer Haus und dann eingesperrt bei der Truppe und weil wir uns dann auch vernünftig verhalten haben da, kriegten wir zum Lohn dann auch von der Kohlsuppe mit ein paar Kartoffeln drin eine schöne Kostprobe und einen anständigen Kanten Kleff, also russisches Brot. [...]. Und das hat uns gar nicht mal so schlecht geschmeckt. Da haben wir uns richtig die Wampe vollgehauen. Da kann man sich immer so positiv wieder dran erinnern.“¹⁸

17 Käthe S., Interview am 20. 7. 1998, Kass. 38, S. 4.

18 Erich B., Interview am 2. 8. 1998, Kass. 55, S. 5.

Diesen Schilderungen, die die Begegnungen mit den sowjetischen Soldaten in der Umbruchzeit der deutschen Gesellschaft auch in positive Beziehung setzen zu einer aufregenden wilden Jugendzeit, Schilderungen, in denen Wagemut, Neugier und Unbefangenheit zum Ausdruck kommen, stehen viele pejorative Zuschreibungen gegenüber. Zu den wiederkehrenden pejorativen Mustern, die die Wahrnehmung der sowjetischen Besatzer in der lebensgeschichtlichen Erinnerung der Zeitzeugen wie ihrer Kinder kennzeichnen, gehören distanzierende Äußerungen, die die sowjetischen Soldaten als abzuwehrende „Andere“ erkennbar werden lassen. Beispielhaft dafür ist folgende knappe Bemerkung, die der Landwirt Hans B. aus dem ehemaligen Grenzgebiet der DDR im Hinblick auf die sowjetischen Grenzbewacher machte:

„Erst waren die Russen hier, *damit* [Herv. d. Verf.] hat man überhaupt nicht verkehrt.“¹⁹

Das Distanz schaffende „damit“, das die sowjetischen Soldaten entpersonalisiert, und auf der anderen Seite die homogene Gruppe „man“, die offensichtlich jeden Kontakt vermied – in diesem Satz wird der Graben deutlich, der zwischen den Siegern und den Besiegten lag. Das folgende Beispiel zeigt, daß dieser Graben nicht nur Ergebnis des Versuchs ist, die eigene Überlegenheit zu bewahren, sondern oft auch Ergebnis der als Demütigung empfundenen Machtdemonstrationen der Sieger. Die Soldaten waren in den ersten Jahren in den Häusern der BewohnerInnen untergebracht. Darüber berichtet der Landwirt Edwin T.:

„Zuerst waren hier Amerikaner, gut gekleidet, dann kamen die Engländer 4 Wochen später – das war schon schlechter. Und dann kamen die Russen. Wir wurden zuerst angefeindet, nachts sind sie denn eingebrochen. Da habe ich den Vorgesetzten geholt, der hat gesagt: ‚Sowas machen unsere nicht‘. Ich sag’ ‚Gucken Sie‘. Da habe ich ihm die Tür gezeigt – aufgebrochen. Und der Posten, der kam, der sagte: ‚Da können wir nichts machen. Nun bleiben Sie mal ruhig.‘ [...] Die Russen waren im Haus und die Eigentümer mußten raus. Die haben dann draußen im Schuppen geschlafen. Da war an der Garagentür noch Russisch drangeschrieben. [...] Die haben dann alles mitgenommen. Sogar den schweren Tresor haben sie mitgeschleppt, die Russen. Und Windeln und sowas. Die Kinder waren ja gerade klein, haben alles mitgenommen.“²⁰

Nichts könnte eine größere Distanz verdeutlichen, als gerade der letzte Satz, der die vermeintliche Unbarmherzigkeit und Willkürherrschaft der sowjetischen „Besatzer“ kenntlich macht, an der auch der Vorgesetzte nichts ändern kann. Die Repräsentation der Okkupation des Eigenen, des Hauses, des Besitzes und auch des alltäglichen Bedarfes („Selbst vor den Kindern machen sie nicht halt“) zeigt, wie sehr die sowjetische Besatzung als schwer zu verarbeitender Machtverlust und Einschnitt erlebt worden ist, gerade für die männliche Bevölkerung in der ländlichen Region.

19 Hans B., Interview am 21. 7. 1998, Kass. 44, S. 4.

20 Edwin T., Interview am 19. 7. 1998, Kass. 27, S. 2 f.

So berichtet auch der Sohn des ehemaligen Bürgermeisters, in dessen Haus eine sowjetische Ortskommandantur errichtet wurde:

„Die erste Zeit nach dem Krieg mußten wir raus. [...]. Und bei uns im Haus war die Kommandantur der sowjetischen Streitkräfte. Und die haben eine ganze Zeit hier gelebt und gewohnt. Und sich dann auch versorgt von den landwirtschaftlichen Produkten, die so anfielen, wenn die Kühe gemolken wurden, die Kannen Milch, die kamen dann gleich zu denen. Im Garten waren dann Pfähle eingerammt und da Bretter drauf zum Sitzen und bißchen höher die Pfähle mit größeren Platten drauf waren dann die Tische. Und dann haben die eine ganze Zeit hier gelebt und wir waren dann hier nebenan. Und als sie dann abzogen [...] haben die natürlich auch einen Teil von den Möbeln, die da drin waren [...] das nahmen sie dann alles mit.“²¹

Das Machtverhältnis spielte im Grenzgebiet eine größere Rolle als in anderen Gebieten der DDR, denn hier stationierte die Sowjetunion in den Dörfern systematisch ihre Soldaten zur Bewachung der Grenze und die Bevölkerung unterlag schärfsten Kontrollen. So berichtet ein damals bereits erwachsener Zeitzeuge, der im Sperrgebiet lebte:

„Wenn ich nach Neuhaus [ein Dorf außerhalb des Sperrgebiets, O. v. W.] fuhr, dann mußte ich durch neun Schlagbäume, die von Russen besetzt waren. Die verlangten nicht alle einen Ausweis, aber bei 4/5 mußte man einen Ausweis zeigen. Da hat man dann unsere Namen in kyrillischer Schrift reingeschrieben. Die konnten ja sonst nur Geburtsdaten lesen, nicht mehr.“²²

Diese Aussage illustriert aber nicht nur die restriktiven Maßnahmen der sowjetischen Besatzungsmacht, sondern zugleich läßt sie sich als Nachhall des Erstaunens darüber lesen, daß Personen, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren und somit in der „Fremde“ nur die Geburtsdaten lesen konnten, mit einem Mal das Recht haben sollten, nach Gutdünken zu herrschen. Kontrolle, vorübergehende Enteignung von Haus und Hof und die Beschlagnahme von lebensnotwendigen Dingen waren die reale Grundlage, auf der sich die Auseinandersetzung zwischen Besatzungsarmee und Bevölkerung abspielte.

Bei der Konfrontation mit den sowjetischen Soldaten spielte die Angst vor Vergewaltigung eine wichtige Rolle. Die sowjetischen Soldaten als Vergewaltiger, dieses Motiv bildet ein wesentliches Element des Bildes von den „Besatzern“. Schilderungen von miterlebten Vergewaltigungen fehlen allerdings vollständig, ganz anders als in lebensgeschichtlichen Berichten von Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten. Das hat wohl auch damit zu tun, daß Vergewaltigungen aus Rachemotiven zur Zeit des Einmarsches ins spätere Ostdeutschland nicht mehr so häufig waren wie in den Monaten zuvor. Gleich ausgeprägt aber war die Angst davor, zumal die deutsche Propa-

21 Erich B., Interview am 2. 8. 1998, Kass. 55, S. 1 f.

22 Erich F., Interview am 1. 8. 1998, Kass. 49, S. 3.

ganda lange vor dem Rückzug der deutschen Wehrmacht die Rote Armee als plündernde und vergewaltigende Horde geschildert hatte. In den Erzählungen wurde das Thema Vergewaltigung nur indirekt angesprochen, in der Form, daß sie allgemein gefürchtet war. So sagt ein Bewohner: „Wie die Russen kamen, sind sie [die jungen Mädchen] dann geflüchtet. Die hatten Angst vor Vergewaltigung und dergleichen. Sind aber nachher zum Teil wieder zurückgekommen. Sonst ist über die Elbe von uns direkt keiner geflüchtet. Fremde ja, die da versucht haben, die Elbe zu überqueren.“²³

Die Berichte von Mißhandlungen und willkürlichen Festnahmen durch betrunkene sowjetische Soldaten sind dagegen zahlreich. Obwohl die meisten dieser Erlebnisse offensichtlich keine gravierenden Folgen zeitigten, sind sie in der Erinnerung noch sehr lebendig, etwa in der detaillierten Erzählung des ehemaligen Wehrmachtssoldaten Franz L., der Ende 1945 wieder in sein Heimatdorf zurückgekehrt war. Die Erzählung zeigt auch die abenteuerlichen Aspekte dieser Zeit, doch zentral sind die Willkür der Machtdemonstration und die ungezielte Gewaltanwendung.

„Am 2. Weihnachtstag sagte meine älteste Schwester, sollen wir nicht mal über den Deich gehen, da ist eine Familie aus dem Warthegau und da spiel' ich immer mal mit den Jugendlichen, wir sind gleich alt. Wir wußten nicht so genau, viel Mut hatten wir nicht, aber ich ging dann mit rüber, und wir haben Karten gespielt. Und wir waren gerade in Gang, da kommt ein Russe rein, ein Offizier, mit einem Burschen und sagt, ich solle sofort aufstehen und behauptet, ich hätte gesagt, wenn die Russenschweine reinkommen, dann können wir nicht weiterspielen. Ist überhaupt nichts von wahr, aber er hat einen Grund gesucht, um mich mitzunehmen. Und die aus dem Warthegau, der stammte aus Galizien, der konnte perfekt russisch, der hat meine Haltung dem Offizier noch verdeutlicht. Es half nichts, der Offizier hatte ziemlich viel Schnaps getrunken, und ich mußte mitkommen zur Kommandantur. Die war damals in Gülstorf und ich denke so, da darfst du nicht aus dem Dorf. Wenn du aus dem Dorf gehst, dann bist du verloren. Und dann kam aber von hinterm Deich, wie wir hier auf dem Deich gingen, unser alter Schlachter mit einer Petroleumlampe, der hatte geschlachtet, und der mußte auch mitkommen. Wurde gefragt, woher er kommt, und mußte mitkommen. Ich dachte, das ist noch keine Erlösung. In Konau waren nun Neugierige, daß da welche auf dem Deich gehen, und einer mit der Petroleumlampe. Da kamen mehrere, auch noch ein ehemaliger Soldat mit, da war die Truppe schon größer. Da war die Hauptgefahr schon vorbei. Und in Gülstorf wurden wir eingesperrt in den Keller, da waren Abfälle von der Schlachtereierei und Wasser war da drin, man konnte nur stehen und dann wurden wir immer reihum verhört.

Dieser Alte mit der Lampe wurde sofort entlassen und konnte wieder nach Hause laufen. Der war damals 60. Wir beiden ehemaligen Soldaten hatten immer wieder Einzelverhöre. Er drohte uns, uns zu erschießen, und ich überlegte, rauszulaufen

23 Heinrich B., Interview am 29. 6. 1998, Kass. 9, S. 4.

oder aus dem Fenster zu springen, das Fenster stand auf, aber da war wieder ein Posten. Er wollte mich schlagen und ich hab mich immer gebückt. ‚Du Akrobat‘ hat der Offizier geschimpft.

Mittags kamen wir dann nach Hause, ich hatte noch nicht Mittag gegessen und nicht geschlafen, da sagte mein Vater dann, halt erst mal eine Mittagsstunde. Und die Uhr war kurz vor drei, da hörte ich mit einem Mal, daß der wiederkam. [...]. Ich schlief hier in der Küche und dachte, bloß aus dem Fenster raus im Hemd und ab. Und dann bin ich ein paar Häuser weiter in die Scheune rein und hab‘ da dann die Nacht in einem Strohhallen gesessen, und wie es am nächsten Morgen hell wurde, da bin ich dann wieder rausgekrabbelt und dann hierher. Und mein Onkel war gerade hier und mein Vater als der kam, der hatte einen Schuß am Bauch vorbei und mein Onkel am Kopf vorbei. Der Schuß ist noch da zu sehen. Und dann kam hier von drüben der Mann rüber mit einer Frau, die perfekt russisch konnte. Dann ließ er sich besänftigen, er wollte Schnaps haben, und dann ist er eingeschlafen und als er nüchtern wurde, ist er wieder zurückgegangen. Aber nach drei Tagen haben sie ihn hier weggeholt von der russischen Armee, weil er durchdrehte. Der hat noch in Krusendorf auf offener Straße einen ehemaligen Landser erschossen. Da waren wir immer noch nicht sicher.“²⁴

Daß hinter dem Erleben konkreter Willkür das Gefühl uneingeschränkten Bedrohseins stand, wird vor allem durch den letzten Satz belegt. In der lebensgeschichtlichen Erzählung dieses Zeitzeugen spielen die Kriegserlebnisse an der Ostfront eine zentrale Rolle, insbesondere seine Berührungen mit dem Partisanenkampf, und aus dem Kontext wird ersichtlich, daß er die Gefährdung durch sowjetische Soldaten in ein Kontinuum setzt zu diesen Kriegserlebnissen. In allen Situationen wird aus dem Wehrmachtssoldaten zuallererst ein Opfer. Das sich hinter dieser Opfersicht zugleich eine tiefgreifende Angst vor Strafe verbirgt, zeigen folgende Bemerkungen des gleichen Zeitzeugen, der im Juni 1945 am britisch besetzten Westufer der Elbe auf eine Gelegenheit zur Rückkehr in sein Heimatdorf am sowjetisch besetzten Ostufer wartete:

„[...] und da kommt ein alter Bauer und sagt, na Jungs, wo wollt ihr hin? Ihr seid wohl von drüben? Ja. Da könnt ihr nicht hin, da ist der Russe, sagt er. Und die haben alle ehemaligen Soldaten schon zusammengetrieben. Die sollten abtransportiert werden. Die waren schon in großen Kolonnen zusammengefaßt.“²⁵

Eine Variation dieser Erzählung macht noch deutlicher, worin die Angst genau bestand:

„Wie der Russe kam am 1. Juli [1945, O. v. W.], haben die alle ehemaligen Soldaten zusammengetrieben, einmal in Neuhaus [...] und denn nach Brahlsdorf und nach Eldena. Die wußten nicht wohin, aber Sibirien war sicher das Ziel, um die hier

24 Franz L., Interview am 29. 6. 1998, Kass. 1, S. 5.

25 Franz L., Interview am 29. 6. 1998, Kass. 1, S. 3.

wegzuholen und das wurde urplötzlich abgeblasen. Und der alte Rosenthal, der rief rüber [über die Elbe, O. v. W.] – „Kommt nicht, kommt nicht. Die holen alle Soldaten zusammen“, und denn bin ich ja im Sommer noch da gewesen [...].“²⁶

Die Deportation nach „Sibirien“ steht hier als spekulatives, angstbesetztes Synonym für eine lebensbedrohliche Strafe. Das Wort taucht überraschend in einem anderen Kontext wieder auf, nämlich im Kontext der Ausweisung aus dem Grenzgebiet 1952. Dieses Beispiel möchte ich stellvertretend dafür einbringen, wie sehr die SED-Herrschaft und damit die strukturellen Gegebenheiten der DDR-Gesellschaft in der lebensgeschichtlichen Erinnerung retrospektiv als sowjetisch bestimmte Fremdherrschaft im eigenen Land betrachtet werden, obschon die Präsenz der sowjetischen Soldaten sich im Alltag der DDR-Bevölkerung wenig bemerkbar machte (die Soldaten lebten vielmehr weitgehend abgesondert von der deutschen Gesellschaft). Das ist insofern verständlich, als die Umwandlung der gesellschaftlichen Strukturen, die Sowjetisierung, weitgehend über die Köpfe der Menschen hinweg und meist auch gegen ihren Willen vorangetrieben wurde.

Aber nun das Beispiel. Von der Ausweisung seiner Eltern aus dem DDR-Grenzgebiet, von der 1952 und 1961 etwa 11 000 Menschen betroffen waren,²⁷ berichtet der Sohn des ehemaligen Fischers Karl-Heinz B. mit folgendem Wortlaut:

„Wie die Ausweisungsaktion war, war ich immer da, einfach zur Unterstützung. Mein Vater hat große moralische Unterstützung gebraucht. Der war mit den Nerven fix und fertig. Und mein Bruder, der hat immer gesagt, er fährt bis zur Oder mit. Die haben gedacht, sie kommen nach Sibirien. Und da war einer vom NKWD, der hat gesagt: also, das können sie mitnehmen und das bleibt hier. Und die Fahrer, die waren ja alle zusammengezogen die aus den Nordbezirken hier aus der DDR. Die kamen aus Rostock. Die haben zu ihm gesagt, du hast hier gar nichts zu sagen. Was hier aufgeladen wird, das sagt der, dem das gehört. Aber nicht Du. Und dann hat mein Bruder ihn auch angegangen, ich ihn auch an Schlips gefaßt und denn hat er seine Pistole rausgeholt und dreimal durch die Decke geschossen und dann war natürlich Ruhe. Und dann sind die alle verladen worden. Die hatten ja auch wenig Zeit. Vom Bahnhof in Brahlsdorf. Ich bin noch hingefahren mit'm Moped. Aber an den Bahnhof kam ich überhaupt nicht ran. Das war alles besetzt da mit Truppen. Die lagen mit der MP im Graben, ich konnte das von der Straße aus sehen. Und das vergesse ich nicht wieder.“²⁸

26 Franz L., Interview am 21. 7. 1998, Kass. 42, S. 4.

27 Vgl. Manfred Wolter, *Aktion Ungeziefer. Zwangsaussiedlungen an der Elbe. Erlebnisberichte und Dokumente*, Rostock 1997; Udo Gentzen/Karin Wulf, „Niemand wußte, wohin wir gebracht werden ...“ *Zwangsausgesiedelte von 1952 und 1961 berichten über ihr Schicksal, Hagenow/Boizenburg 1993*; Andreas Thorun, *Juni 1952. Die Zwangsaussiedlung in Westmecklenburg 1952 unter besonderer Berücksichtigung des Kreises Hagenow*, Hagenow 1992.

28 Karl-Heinz B., Interview am 28. 6. 1998, Kass. 12, S. 2.

Frappierend an diesem Beispiel ist, daß an der Ausweisungsaktion keine sowjetischen Stellen öffentlich (im Hintergrund dafür um so mehr) beteiligt waren, in dieser lebensgeschichtlichen Erzählung tauchen sie jedoch gleich zweimal auf: In Form der drohenden Verschickung nach Sibirien, und in Form des anwesenden NKWD-Geheimdienst-Mannes, tatsächlich wohl ein Volkspolizist. Das spricht dafür, daß diese Maßnahme als von außen gesteuert wahrgenommen wurde, eben als Ausdruck einer als negativ empfundenen Fremdherrschaft. Von seiten der für die Planung der Ausiedlung und die Auswahl der Personen zuständigen Stellen stellte die Maßnahme eine Mißtrauensbekundung gegenüber der grenznahen Bevölkerung dar. Indem sie die Auszuweisenden als „asoziale“, „kriminelle“ und „staatsfeindliche Elemente“ diffamierten, versuchten sie, die Maßnahme zu legitimieren. Was sie erreichten, war ein nicht nachlassendes Fremdheitsgefühl der Ausgewiesenen in der DDR und die erzwungene Anpassung der im Grenzgebiet verbleibenden Bevölkerung. Die Konstruktion von Gesellschaftsfeinden als Mittel zur Disziplinierung und zur Homogenisierung der Gesellschaft läßt sich anhand dieser Maßnahme als Herrschaftsinstrument der SED gut aufzeigen.²⁹

Weitere Beispiele illustrieren, daß die Machtübertragung auf die SED nichts an der negativen Sicht auf die „Sowjetisierung“ der Gesellschaft änderte, vielmehr die SED-Herrschaft als eine Fortsetzung der Fremdherrschaft im eigenen Land betrachtet wurde. So schildert der Sohn des damals von der sowjetischen Verwaltung vorübergehend eingesetzten Bürgermeisters des Dorfes Konau, der damalige Landwirt Otto W.:

„Wir waren ja hier mehr oder weniger Bauern, die immer frei gewirtschaftet haben. Wir sind systematisch entmündigt worden. [...] Man mußte zur Kreiskommandantur [...], was gesät wurde, wie gesät wurde. Also, so primitiv und dann mit der Ernte genauso, bei der Ernte wurde gleich alles – der Staat war ja allmächtig – gleich alles abkassiert, trotzdem sie gar nicht die Voraussetzungen hatten, das zu lagern [...]. Wissen Sie, da gibt es so viel: 1947 haben sie versucht, hier eine Wahl durchzuführen und dann hatte sich hier in Konau auf Initiative meines Vaters eine CDU-Ortsgruppe gegründet und dann kam von Hagenow von der Kreiskommandantur ‚Nichts, Nichts, Nichts hier, ihr Faschisten‘ und so kurz vor der Wahl ‘47 – Bums, mit einmal kriegten wir dann die Zulassung, Konau und eine Gemeinde noch im ganzen Kreis Hagenow, als Testwahl. Und ist natürlich dementsprechend ausgefallen und dann wurde natürlich gedrückt, in jeder Beziehung, in jeder Beziehung. Dann mußten wir immer Holz mit unseren primitiven Fahrzeugen, mit Pferd und Wagen, aus den Wäldern zu irgend so einem Sammelplatz hinfahren. Und dann, weil wir hier

29 Die Führung markierte mit dieser Maßnahme eine große Gruppe der grenznahen Bevölkerung als Feinde, was für die Konstruktion von „Fremdheit“ aufschlußreich ist. Die Ausgewiesenen galten als schädliche „Elemente“ dieser Region. Das unter ihnen Staatenlose, Prostituierte, Rückkehrer aus Westdeutschland, Gastwirte, Fischer (also Personen mit potentiell Westkontakt) waren, zeigt, auf welche paranoiden Vorstellungen der vermeintlichen „Gefährdung“ die Maßnahme beruhte.

nicht linientreu waren, kriegten wir von '46 auf '47, wie der kalte Winter war, paar Tage vor Weihnachten Order, kurz vor Ludwigslust nach Bresegard mit Pferd und Wagen zu kommen und mußten da so und so viel Raummeter oder Festmeter Holz zusammenfahren. Das war nur, weil wir nicht linientreu waren. Dann sind wir hier durch den Rentz [ein Wald, O. v. W.] in Mecklenburg gefahren. Da war ein Bauer, der sagte: ‚wenn Konau VdgB wählen würde und nicht CDU, brauchten sie nicht da hinten hin zum Holz fahren.‘ Sehen Sie, solche Scherze wurden gemacht.

[...] Die deutsche Verwaltung war nur Formsache – klar, die haben den Anstrich gegeben, aber der russische Ortskommandant, der kam praktisch jede Woche hier in der Gemeinde vorbei und sagte: ‚Du mußt so‘, und nach '49 dann kamen ja die Kommunisten und das waren Leute, die von der Praxis keine Ahnung hatten, reine Theoretiker, die in ihrer Glaubensrichtung auf die Leute losgingen.“³⁰

Es gibt viele dieser Erzählungen von sinnlosem Ablieferungssoll und schlechter Einschätzung der wirtschaftlichen Verhältnisse, wodurch die Existenz zahlreicher Bauern zugrunde gerichtet wurde. Inkompetenz ist ein weiteres Merkmal, das den sowjetischen „Besatzern“ wie ihren Nachfolgern, den „Kommunisten“ zugeschrieben wird.

Der Umbruch in der eigenen Gesellschaft, der von der SED als neuer politischer Elite rücksichtslos durchgesetzt wurde,³¹ die Einsetzung einer Fremdherrschaft im eigenen Land hat in der Erinnerung der Menschen eine ambivalente Einstellung zur DDR und eine ambivalente Selbstsicht hinterlassen: Zum einen die Selbstsicht als Opfer nicht nur der Sowjets, sondern auch der die Gesellschaft regierenden Kommunisten, d. h. der SED-(Fremd)Herrschaft, zum anderen die Selbstsicht als aktiv handelndes Subjekt in der DDR-Gesellschaft – Sichtweisen, in denen das Selbstbewußtsein auch als „Selbstbehauptung“ und damit als etwas, das sich gegen etwas anderes richtet, erscheint. Das gilt vor allem für die Bewohner des ehemaligen Grenzgebietes, die stärker als andere zugleich Opfer repressiver Maßnahmen wurden und in das System der gegenseitigen Überwachung eingebunden waren.³²

Die Adaption sowjetischer Vorstellungen und Praktiken durch die SED und die daraus resultierende Gesellschaftspolitik machten die SED-Diktatur zu einem Teil der sowjetischen Fremdherrschaft. Andererseits versuchte die SED, alle Bewohner des Staates in das System einzubinden. Daher kann die DDR nicht in Gänze von den Ostdeutschen abgewertet werden, ohne daß diese sich selbst abwerten. Die negativen Seiten des Systems gelten konsequenterweise retrospektiv als Folge sowjetischer Ein-

30 Otto W., Interview am 2. 8. 1998, Kass. 59, S. 1 ff.

31 Wolfram Eggeling/Anne Hartmann (Hrsg.), *Sowjetische Präsenz im kulturellen Leben der SBZ und der frühen DDR*, Berlin 1998; Klaus Schröder, *Der SED-Staat. Geschichte und Strukturen der DDR*, München 1998.

32 Hans Fricke, *Davor. Dabei. Danach. Ein ehemaliger Kommandeur der Grenztruppen der DDR berichtet*, Köln 1993; Dietmar Schultke, „Keiner kommt durch“. *Die Geschichte der innerdeutschen Grenze*, Berlin 1999.

flußnahme, verkörpert durch die unbezweifelbar schon zu DDR-Zeiten wenig angesehenen stationierten sowjetischen Soldaten, während insbesondere soziale Errungenschaften als eigene Leistungen betrachtet und verteidigt werden. Die retrospektiv geäußerten pejorativen Zuschreibungen der sowjetischen Besatzungsmacht gegenüber sind demnach auch als Folge eigener Entfremdung gegenüber der DDR-Gesellschaftsgeschichte zu bewerten.

Der gesellschaftliche Umbruch 1989/90 und die mit ihm einhergehende Verunsicherung und Benachteiligung verstärkten gleichzeitig viele der in der DDR verankerten fremdenfeindlichen Stereotype. Ostdeutschland hatte in der „Wendezeit 1989“ einen Zerfall der herkömmlichen Ordnung und einen Systemwechsel zu verkraften, allerdings wirkten und wirken über Jahrzehnte ausgebildete Strukturen weiter. Die „Toleranz“ breiter Bevölkerungsschichten gegenüber fremdenfeindlichen Handlungen von überwiegend jungen Menschen in Ostdeutschland zeugt davon, daß insbesondere im ländlichen Raum der ehemaligen DDR die Aversionen gegenüber den „Fremden“ fest verankert sind und auf langfristig etablierten Vorurteilen beruhen. Die Bilder von den sowjetischen „Besatzern“ bilden hierbei nur einen – allerdings nicht unwesentlichen – Teil dieser Vorurteile.

Was können die oben beschriebenen Konstruktionen der sowjetischen „Fremden“ in der lebensgeschichtlichen Erinnerung für den Umgang mit „Fremden“ heute aussagen?

Die retrospektive Sicht der interviewten Ostdeutschen auf Ereignisse, die über 50 Jahre zurückliegen, stellt sie als Opfer der Verhältnisse dar. Diese Opfersicht bildet unabhängig von dem realen eigenen Verhalten während der DDR-Zeit einen Teil der eigenen Identität. Daraus resultiert die Eigenwahrnehmung vieler ehemaliger DDR-Bürger als „bedrohte“ Existenzen, als Existenzen, die sich trotz der widrigen Umstände „behauptet“ haben und das „Fremde“ damit erfolgreich abwehren konnten.

Zugleich war das DDR-Gesellschaftssystem auf politische und kulturelle Hegemonie und damit auf Normierung und Entmündigung ausgerichtet (wie auch die Ausweisungsaktionen zeigen). Der Einfluß „fremder“ Kulturen blieb gering – was den Fortbestand der Fremdenfeindlichkeit vermutlich begünstigte.

Die Präsenz der sowjetischen Soldaten in den Nachkriegsjahren erscheint in der lebensgeschichtlichen Erinnerung als Angriff auf die eigene Überlegenheit durch eine als minderwertig betrachtete Kultur, anders als im Westen Deutschlands, wo die eigene Identifizierung mit der „abendländischen Wertegemeinschaft“ ein hohes Maß an Vertrauen in die eigene Überlegenheit geschaffen hat. Das Gefühl des Bedrohtseins durch „Fremde“ hat sich im privaten Raum weitervermittelt und damit eine zweite Ebene der Interpretation „fremder“ Volksgruppen – insbesondere der „Russen“ – neben der öffentlichen, positiven, geschaffen.

Bei den vorstehenden Beobachtungen müssen aber zwei Dinge in Rechnung gestellt werden.

Erstens stammten die Personen, die befragt wurden, aus ländlich geprägten Regionen. Die sowjetischen „Besitzer“ blieben während der DDR-Zeit weitgehend die einzigen „Fremden“, mit denen die Bewohner in Berührung kamen. Auch ist der ländliche Raum traditionell „Fremden“ gegenüber verschlossener als die städtischen Zentren, die seit Jahrhunderten Zuwanderung erleben. Das zeigt sich auch daran, daß selbst die ehemaligen „Umsiedler“, d. h. Vertriebene aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, in dieser Region zu einem nicht geringen Teil aus dem dörflichen Leben ausgeschlossen blieben.³³

Zweitens sind die Personen aus dem grenznahen Raum bis weit in die fünfziger Jahre unmittelbarer als andere mit der sowjetischen Präsenz konfrontiert gewesen. In ihre Erinnerung mischen sich Erfahrungen der unmittelbaren Nachkriegszeit mit Erfahrungen, die sie während der Zwangsaussiedlungen 1952 und 1961 und mit der restriktiven Politik im DDR-Grenzgebiet machten. Ausgesprochen hoch war der Konformitätsdruck auf die Bevölkerung des Grenzgebietes. Allerdings waren auch die DDR-Bewohner außerhalb des Sperrgebietes von der Sowjetisierung der Gesellschaft betroffen, daher läßt die spezifische Situation im Grenzgebiet nur graduell, nicht aber fundamental andere Wahrnehmungen und Interpretationen vermuten.

Die Einstellungen zur sowjetischen Besatzungsmacht, wie sie sich in der lebensgeschichtlichen Erinnerung artikulieren, können heutige Fremdenfeindlichkeit nicht erklären. Es gibt keine lineare Entwicklung nach dem Motto „das Eine folgt aus dem Anderen“. Doch bilden die Muster, nach denen in den vorstehenden lebensgeschichtlichen Erzählungen die sowjetische Besatzung und die Ursprünge der SED-Herrschaft wahrgenommen werden, einen wichtigen Ansatzpunkt, um die Fremdenfeindlichkeit in der ehemaligen DDR historisch zu verorten.

33 Vgl. von Wrochem, *Ausstellungskonzept*.